



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Sandro Veronesi

DIE BERÜHRTEN

Roman

Aus dem Italienischen von
Michael von Killisch-Horn

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Gli Sforati«.

© Fandango Libri, published by arrangement with Literary
Agency Michael Gaeb

Für die deutsche Ausgabe

© 2014 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Unter Verwendung eines Fotos von © Federico Mauro

Gesetzt von Kösel Media GmbH, Krugzell

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-93993-4

ERSTES KAPITEL

Melius nubere quam uri.

Es ist besser zu heiraten, als sich in Begierde zu verzehren.

Paulus Korinther 1,7

Folgen

Sein Geruchssinn war bereits wach genug, um ihn mit einem Mistgestank zu quälen. Das Morgenlicht brach sich Bahn durch die zarten Lider, die sich langsam hoben wie zwei Zwillingseinwände, über welche die letzten Bilder des Traums liefen, der auf sie projiziert worden war. Zunächst hatte er Mühe, die Kokosnuss zu erkennen, die neben seinem formlosen Körper auf der Bettdecke lag. Unmöglich, dachte er und schloss schnell wieder die Augen.

Doch es war so, er musste sich damit abfinden. Aufgrund einer Reihe überraschender Enthüllungen war er gezwungen, die hässliche Realität dieses Morgens zu akzeptieren: Eine Kokosnuss lag neben ihm auf dem Bett; unter der Decke hatte er vollständig angekleidet geschlafen, mit Jacke und Schuhen. Besonders die Schuhe mit ihren dicken Profilsohlen aus Gummi hatten zwischen den Laken eine nichts Gutes verheißende braune Substanz verteilt. Das Telefon war auf den Boden gefallen, der Hörer, aus dem das Besetztzeichen drang, lag daneben, und irgendwo im Zimmer summte eine Fliege. Das Zimmer war jedenfalls seins, dasjenige, in dem Mète seit sechs Monaten bis zu diesem

Morgen ziemlich regelmäßig jeden Tag im Herzen Roms aufgewacht war. Reglos, außerstande, im Augenblick auch nur einen Finger zu bewegen, beschränkte er sich darauf, seine Aufmerksamkeit auf diese befremdliche Situation zu richten, die sich immer deutlicher als *Folge* von etwas erwies. Aber noch gelang es ihm nicht, sich zu erinnern wovon und sich den Grund für die heftigen Gewissensbisse zu erklären, die ihn jetzt quälten.

Das Erste, was er zu tun vermochte, war, den Hörer an sein Ohr zu führen, mit der zeitlupenhaften Langsamkeit eines Astronauten in der Leere des Alls. Als wie üblich Radio Vatikan aus dem Hörer tönte (es musste die Stimme des Papstes sein, die mit dem Besetztzeichen rivalisierte), war er erleichtert. Er blieb noch etwas liegen und lauschte heiligen Worten, um seinen ganzen Mut zusammenzunehmen und aktiv zu werden.

Und jede Menge Mut brauchte er, um sich jeder einzelnen dieser Folgen zu stellen. Er zog unverzüglich die Schuhe aus und stellte sie aufs Fensterbrett. Wütend riss er Laken und Decken vom Bett, knüllte sie zusammen und schleuderte das Knäuel, fest entschlossen, es nie mehr anzurühren, in die entfernteste Ecke des Zimmers. Er stellte das Telefon auf den Nachttisch zurück. Dann begann er den braunen Fußabdrücken auf dem Boden zu folgen, die ihn seinen nächtlichen Weg zurückverfolgen ließen, aus dem Schlafzimmer durch den Salon, der mit archäologischen Funden vollgeräumt war, und den zweiten, leeren, bis in die Diele. Dort bemerkte er, dass die Spuren sich gabelten, die eine Abzweigung führte weit in die Küche hinein bis zur Spüle und wieder zurück, die andere glitt unter der Wohnungstür nach draußen. Mète spähte durch den Spion ins Halbdunkel des zu einer Seifenblase verzerrten Treppenabsatzes und sah,

dass die Spuren sich bis zum Lift fortsetzten, wenige Zentimeter von der Tür einer anderen Wohnung entfernt, in die er vor ein paar Tagen Terence Hill hatte gehen sehen.

Er eilte in die Küche, nahm einen Schwamm, füllte einen Eimer mit Wasser, stürzte ins Treppenhaus und begann den eleganten Fußboden aus Impruneta Terracotta zu reinigen.

Während er, über den Boden gebeugt, die Fliesen scheuerte und innerlich bereute und um Vergebung flehte für das, was er in der vergangenen Nacht getan hatte, was immer es auch gewesen sein mochte, öffnete sich die Lifttür vor ihm und gab den Blick frei auf die winzige Gestalt von Dani, der ihn verblüfft anstarrte. In ebendiesem Augenblick klingelte in der Wohnung das Telefon. Mète erhob sich und ging einen Schritt auf die Eingangstür zu. Dann überlegte er es sich anders und machte einen Schritt zurück in Richtung Dani. Das Telefon hörte nicht auf zu klingeln. Mète zögerte noch einen Augenblick, doch als er sah, dass Dani etwas sagen wollte, kam er ihm zuvor.

»Geh nicht in diese Wohnung«, sagte er, »rühr dich nicht vom Fleck, nicht einen Millimeter.«

Sein Ton duldet keinen Widerspruch. Dann verschwand er mit zwei Sprüngen durch die Tür.

Wer dieser Dani ist

Nutzen wir, während Mète telefoniert, die Gelegenheit, um zu erklären, wer dieser Dani ist. Er ist ein sehr ungewöhnlicher Mensch, wie jeder bezeugen kann, der ihn kennengelernt hat, und wie, sehr viel wissenschaftlicher, die graphologische Analyse beweist, der Mète seine Handschrift unterzogen hat. Er ist in erster Linie Philippino und arbeitet als Hausangestellter in der Villa der Lebensgefährtin von

Mètes Vater. (Mètes *Stiefmutter* wird sich im vorliegenden Fall als die zutreffendere Bezeichnung erweisen.) Nach der ältesten Tradition orientalischer Diener ist Dani gebildet und kultiviert, mehr als seine Herrschaft. Sein Nachname lautet Elección. An der Universität von Manila hat er Psychologie studiert. Er spricht gut Englisch, Spanisch und Italienisch mit leichtem Akzent. Er ist siebenunddreißig und lebt seit sechs Jahren in Italien. Er ist verheiratet mit Mila Elección (einer Cousine zweiten Grades), die ebenfalls als Hausangestellte in besagter Villa arbeitet, wodurch sie das berühmte »Paar« bilden. Als praktizierender Katholik hat er an einem Mittwoch dem Papst die Hand geschüttelt. Er hat einen italienischen Führerschein und nennt ein Auto sein eigen, einen zitronengelben Fiat 127. Seine Ersparnisse belaufen sich zum Zeitpunkt seines Auftritts auf 19 700 amerikanische Dollar. Er hat *Flash Art*, *Casabella* und *Linus* abonniert. Sternzeichen Schütze. Im chinesischen Horoskop Schwein. Er hat langes, nach hinten gekämmtes Haar, das ihm eine hohe Stirn nach Art D'Annunzios verleiht, und seine Laune ist in der Regel ausgezeichnet, manchmal gut, sehr selten mäßig und niemals schlecht. Mit Mète teilt er ein kleines Geheimnis, das wir später enthüllen werden.

Zum Abschluss dieser knappen Beschreibung (Mète legt gerade den Hörer auf) möchten wir noch hinzufügen, dass Dani Elección sich mit seiner ausgezeichneten Bildung bemüht, seine Landsleute, die wie er in Rom arbeiten und für die er ein geistiger Führer und eine Stütze ist, in ihrer Selbständigkeit zu stärken. Seine Anstrengungen richten sich insbesondere darauf, sie zu überzeugen, nicht Marcos nachzuweinen oder, wie manche es immer noch tun, einen Teil ihrer Ersparnisse den Guerrilleros zu schicken, die dem Diktator treu geblieben sind. Doch jetzt kommt Mète zurück.

Wer auch immer am Telefon gewesen ist, er muss ihn mit seinen Worten aufgerichtet haben, denn er ist nicht mehr so bestürzt wie vorhin. Jetzt lächelt er.

»Ich habe ein Problem, Dani«, sagt er. Der Philippino hat sich keinen Millimeter von der Stelle gerührt, erst jetzt wagt er sich mit Mètes Erlaubnis in die Wohnung.

Doch wer war am Telefon?

Wer am Telefon war

Es war Damiano, ein Freund von Mète. Der eigentliche Grund für seinen Anruf war reine Unrast gewesen (die übrigens auch für seinen ausgeprägten Geschlechtstrieb verantwortlich war und für seine Schlaflosigkeit, die ihn mit Mète verband). Doch als bei Mète mehr als eine Stunde besetzt gewesen war, hatte der Grund seines Anrufs sich in den Wunsch verwandelt zu erfahren, warum der Anschluss seines Freundes besetzt war. Eine Störung? Eine Unterbrechung der Leitung durch die Telefongesellschaft? Der Hörer nicht richtig aufgelegt? Langer heimlicher Anruf eines Philippinos nach den Philippinen? Langes Telefongespräch von Mète? (Und, in diesem Fall, mit wem?)

Als Mète endlich drangegangen war und ihn mit einer nicht in Erwägung gezogenen Erklärung überrascht hatte (Telefon zu Boden gefallen, Hörer daneben), hatte Damiano ihm geholfen, seinem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen, indem er ihm in groben Zügen die Ereignisse der vergangenen Nacht in Erinnerung gerufen hatte. Sie waren gemeinsam auf einem Kostümfest gewesen, allerdings ohne sich zu kostümieren. Sie hatten sich nicht amüsiert, die Mädchen waren hässlich gewesen in ihren raffinierten Verkleidungen und sowieso alle in festen Händen. Die Musik war ziemlich schrecklich gewesen, und ein Knirps war alle zwanzig

Minuten aufgewacht und allen zwischen den Beinen herumgelaufen. Mète hatte gesoffen »wie eine Motorpumpe« (wörtlich). Haarsträubend betrunken, hatte er sich mit einer Hawaiianerin gestritten, welche die Bedeutung des Wortes »Stachanowist« nicht gekannt hatte. Dann hatte er festgestellt, dass niemand auf diesem Fest die Bedeutung von »Stachanowist« kannte, und sich tierisch aufgeregt. Damiano war ihm beigesprungen, obwohl er ihm jetzt am Telefon gestanden hatte, dass er ebenfalls die Bedeutung dieses Wortes nicht kannte.

An diesem Punkt hatte auch Damiano seine Erinnerung im Stich gelassen. Waren sie freiwillig gegangen oder waren sie hinausgeworfen worden? Hatte die Hausherrin ihnen beim Hinausgehen einen Müllbeutel in die Hand gedrückt? Und wenn ja, hatten sie ihn mitgenommen oder hatten sie die junge Frau beschimpft und ihn in der Diele ausgeschüttet?

Die Kokosnuss hatte Mète auf dem Fest wohl von einem Tablett genommen, auf dem exotische Früchte aufgetürmt waren.

In die Scheiße war er mit Sicherheit auf der Straße getreten, nachdem sie sich verloren hatten. (Ja, *verloren*, eben waren sie noch nebeneinander hergegangen und im nächsten Augenblick nicht mehr.)

Was Mète an diesem Sonntag machen würde? Er würde auf die Hochzeit seines Vaters gehen, war ihm plötzlich eingefallen. Würden sie sich abends sehen? Schwierig, da würde das Hochzeitsessen stattfinden. Würde er, Damiano, auch kommen können, falls er für den Abend nichts anderes vorhabe? Ja.

Sie hatten sich verabschiedet, ruhiger geworden alle beide. Damiano, weil er seine Unrast zumindest vorüber-

gehend besänftigt hatte, Mète, weil er jetzt wusste, was die Ursache der Umstände gewesen war, in denen er aufgewacht war.

Den Valentinstag gibt es nicht

Eine halbe Stunde später hatte Dani-der-Weiße-Wirbelwind die Wohnung bereits vollständig geputzt und deodoriert. Gewaschen, rasiert, umgezogen, die Vergebung Gottes in der Tasche, tunkte Mète einen Vollkornzwieback in einen lauwarmen Milchkaffee. Dani wühlte in einem anderen Zimmer in Metalltrödel herum und verursachte klirrende Geräusche.

»Was suchst du?«

»Tabletts, Signore. Silbertabletts.«

»Bist du deswegen heute Morgen gekommen?«

»Ja. Wir brauchen noch Silbertabletts für das Buffet.«

»Wenn ihr genügend Tablettts gehabt hättet, wärest du nicht gekommen?«

»Nein, Signore. Es gibt viel Arbeit in der Villa.«

»Und wenn ich dich angerufen hätte, um dich zu bitten, zu kommen und mir zu helfen, wärest du gekommen?«

»Gewiss, Signore. Es hätte sich ja um einen Notfall gehandelt.«

»Und wie hättest du es angestellt? Was hättest du Virna gesagt, damit sie dich gehen lässt?«

»Ich hätte mir einen Vorwand ausgedacht.«

»Was hättest du dir ausgedacht?«

»Ich hätte behauptet, es wären nicht genügend Silbertabletts vorhanden, Signore.«

Die Unterhaltung hatte stattgefunden, ohne dass Mète und Dani sich sahen, in einem gekünstelten und theatralischen Ton, begleitet von den Geräuschen, die beide verur-

sachten. Erst jetzt erschien Dani in der Küchentür, ein breites Lächeln auf den Lippen und eine Plastiktüte in der Hand, aus der die verzierten Griffe einiger Silbertablets ragten. Er war bereit zu gehen und hatte wieder seinen üblichen alten zerknitterten Trenchcoat angezogen, der ihn wie eine fernöstliche Ausgabe von Inspektor Columbo aussehen ließ.

»Ich geh dann jetzt, Signore.«

»Wann ist die Zeremonie?«

»Um halb sechs, Signore.«

Mète stand auf und spülte die Tasse mit einem Strahl aus, der so heftig war, dass er alles mit milchkaffeefarbenen Spritzern besudelte.

»Weißt du, ich habe vorhin auf den Kalender da geschaut.«

Er deutete auf den Kalender, der an der Wand hing, ein Werbekalender für Scavolini-Küchen, der den Februar 1988 anzeigte.

»Da steht etwas Komisches.«

Dani betrachtete eingehend den Kalender, seine lebhaften Äuglein hüpfen von Datum zu Datum wie Eichhörnchen auf einer Kiefer.

»Schau mal, was da unter dem heutigen Datum steht.«

Dani starrte auf den 14. Februar. Das Datum war rot eingekreist, und in dem weißen Raum neben der Zahl stand in Schönschrift das Wort *Wedding*, versehen mit einem Ausrufezeichen.

»Das hat Mila geschrieben. Sie kann noch nicht Italienisch schreiben.«

»Nein, das meine ich nicht. Sieh dir die Heiligen an!«

Mète deutete auf die entsprechende Stelle.

»Schau genau hin. ›Vierzehn. Sonntag. Heilige Kyrill und Method.«

»Ja. Sie haben recht.«

»Da beschließt man liebevoll, am Valentinstag zu heiraten, verschickt die Hochzeitsanzeigen, die Wunschliste, organisiert die Feier, und dann stellt sich heraus, dass es diesen Tag gar nicht gibt.«

»Das ist wirklich seltsam.«

»Die Heiligen Kyrill und Method. Die den Osten christianisiert haben.«

Dani stellte die Tüte mit den Tablettts ab, kramte in seiner Tasche, zog einen winzigen Taschenkalender voller Notizen heraus und blätterte darin.

»Hier auch. Das war mir nie aufgefallen.«

Mète ließ sich den Taschenkalender geben. Er war ein Werbegeschenk der Edizioni Paoline, also zuverlässig, über jeden Verdacht erhaben.

»Den Valentinstag gibt es nicht. Man müsste es ihnen sagen, meinst du nicht?«

»Ich glaube nicht, dass das von großer Bedeutung ist, Signore.«

»Der heilige Valentin ist besiegt, aus den Kalendern verbannt worden!«

»Die Straßen sind aber voll von Blumenständen, Signore.«

»Den Leuten fallen Veränderungen doch nie auf, Dani.«

Dani nahm die Tüte, steckte den Kalender wieder in seine Tasche und ließ seinen Schlüsselbund klirren, den er wie eine Kastagnette in der Hand bewegte.

»Ich geh dann jetzt, Signore.«

»Ciao, Dani. Und vielen Dank. Ich weiß nicht, was ich ohne dich gemacht hätte.«

»Es war mir ein Vergnügen.«

»Bis heute Abend.«

»Auf Wiedersehen.«

Dani ging hinaus. Mète kehrte in die Küche zurück und setzte sich wieder an den Tisch, auf dem reglos wie eine Sphinx die Kokosnuss thronte.

Graphologische Analysen I

Es ist Sonntag, viertel nach eins, die Saucen köcheln in den Pfannen. In weiten Sweatshirts bereiten die Italiener sich auf das Mittagessen vor, während die Nachrichten im Fernsehen über den Valentinstag berichten und die Heiligen Kyrill und Method ignorieren. Sehen wir Mète ein bisschen bei seiner lautlosen Tätigkeit zu, über ein Tischchen gebeugt in einem Zimmer, in dem alles Ruhe atmet. Das Fenster steht offen, und in der Luft liegt noch immer ein leichter Mistgeruch. Von draußen dringt der Donner eines tief hängenden Himmels in Aufruhr herein, den gewaltige schwarze Schatten und Lichtblitze bevölkern. Und auch ein kalter, regennasser Luftzug dringt ins Zimmer, der die Ecke eines Plakats an der Wand flattern lässt, die keine Reißzwecke abbekommen hat. Sehen wir ihm ein bisschen zu, denn vermutlich ist Mète in ebendiesem Augenblick in ganz Italien die einzige Person, welche die Graphologie genannte Wissenschaft betreibt.

Auf den ersten Blick werden wir so gut wie nichts von dem verstehen, was er da macht. Vor ihm auf dem Tisch liegt eine Reihe von Fotokopien eines engzeilig geschriebenen Briefes. Darum herum liegen verstreut Farbstifte, Zeichendreiecke, Lineale, ein Winkelmesser, ein Vergrößerungsglas und ein Taschenrechner. Außerdem ein schwarzes Heft, ein weißes Heft und ein rosa Heft, und weiter hinten an der Wand bilden hohe Bücherstapel die Skyline von New York, wie jeder sie sich vorstellt.

Bei näherem Hinsehen erkennt man, dass auf jeder der

Fotokopien des Briefes die Schrift in Abschnitte eingeteilt, zergliedert, ausgemessen und mit farbigen Zeichen umgeben ist, die an eine stark systematisierte Symbolik erinnern. Unter graphologischem Gesichtspunkt hat das, was in dem Brief steht, keinerlei Bedeutung, doch der Neugier halber sei darauf hingewiesen, dass es sich um eine Ansammlung von Vorwürfen und Beschimpfungen handelt, die eine gewisse Bianca an einen gewissen Vittorino richtet. («Lass mich endlich in Ruhe«, »ich mache, was ich will«, »deine nervtötende Aufdringlichkeit« und »ich zeige dich bei der Polizei an« seien als typische Beispiele zitiert.)

Mit der Präzision eines mechanischen Instruments führt Mète die einzelnen Arbeitsschritte aus; er misst die Berührungswinkel der runden Buchstaben, die Abstände zwischen Wörtern und Buchstaben, den Grad des Steigens oder Fallens der Zeile, die Höhe und Breite der Buchstaben. Nach jedem Messvorgang schreibt er Zehntelangaben in das weiße Heft, von Zeit zu Zeit addiert er sie und ermittelt den Durchschnitt. Die Ergebnisse schreibt er in das schwarze Heft, in eine Liste, die immer länger wird und sich im Augenblick wie folgt darstellt:

VERSCHÄUMTHEIT	7/10
RUNDHEIT	2/10
WINKEL A	8/10
BUCHSTABENGRÖSSE	4/10
BUCHSTABENABSTAND	3/10
HALTEN DER ZEILE	8/10
FALLENDE ZEILE	2/10
KURVIGKEIT	8/10
»OA« OBEN OFFEN	7/10 (oft)
HEUCHLERISCHE SCHNÖRCEL	6/10

Lassen wir es dabei bewenden. Und in der Zeit, die Mète vornübergebeugt am Tisch sitzt und sich immer neue Notizen macht, entlädt sich draußen ein heftiges Gewitter. Und wie immer, wenn eine Wissenschaft betrieben wird oder eine Fußballmannschaft verliert, handelt es sich nicht um irgendeine Zeit, sie verstreicht schneller, sie ist beschleunigt, sie verfliegt.

Also sprach Zarathustra

Um halb fünf klappte Mète seine Hefte zu und legte die Kopien des Briefes, den er gerade analysierte, in die Aktenmappe. Im Himmel klafften Risse nordischen Lichts, und man hätte meinen können, die Sonne ginge gleich auf, anstatt unterzugehen. Der Wind frischte plötzlich auf und bedrohte Mètes herumliegenden zerbrechlichen Gegenstände, und er schloss das Fenster. Sein Blick schweifte in den Hof des Hauses und drang wie eine Frisbeescheibe zwischen halbgeschlossenen Jalousien und Fensterläden hindurch und hinter Gardinen auf halbmast in Esszimmer und Schlafzimmer, wo, wie er vermutete, alles ruhig war. Dann holte er das Telefon, trug es zum Bett, nahm den Hörer ab und tippte eine Taste, um das Signal zum Schweigen zu bringen. Das musste man tun, um die Interferenz von Radio Vatikan freizuschalten, das ihm ungestört Dinge ins Ohr flüsterte. Es handelte sich um Nachrichten in spanischer Sprache. Er tippte eine Nummer, und die Interferenz wurde durch das Freizeichen ersetzt. Ein Telefon klingelte in einer anderen römischen Wohnung, soviel war sicher. Und es klingelte gut sechsmal, bevor eine Hand den Hörer abnahm.

»Hallo?«

»Hallo, Pater Mayer? Ich bin's, Mète.«

»Ah, mein Lieber! Wie geht es dir?«

»Ein bisschen Kopfschmerzen und nichts im Magen. Geht es Ihnen gut?«

»Mir geht es gut. Ich habe mir gerade eine unanständige Sendung im Fernsehen angesehen, aber sonst geht es mir gut.«

»Ich störe Sie nicht? Ich wollte Ihnen nur sagen, dass ich noch eine gefunden habe.«

»Noch eine? Bist du sicher?«

»Hundert Prozent.«

»Noch ein junges Mädchen?«

»Einundzwanzig. Sie ist die Freundin eines Freundes, na ja, nicht wirklich Freundin, und er eigentlich auch nicht ... aber kurz und gut, es ist da.«

»Hast du die Analyse abgeschlossen?«

»Nein, ich bin noch nicht fertig. Aber das Zeichen ist da, und ich wollte es Ihnen sofort sagen.«

»Ich kann kaum erwarten, es zu sehen.«

»Wir können die Analyse gemeinsam beenden.«

»Natürlich. Sogar gleich, wenn du willst.«

»Nein, jetzt kann ich nicht. In einer Stunde heiratet mein Vater, und ich muss zu der Feier.«

»Oh, wunderbar! Und er heiratet ...?«

»Ja. So haben sie es beschlossen. Um halb sechs auf dem Kapitolsplatz.«

»Aber dann ist es ja schon dunkel. Man heiratet nicht im Dunkeln.«

»Mein Vater schon.«

»Hm, komische Idee ... Also, wann sehen wir uns dann?«

»Morgen?«

»Morgen kann ich nicht, ich habe den ganzen Tag Unterricht. Und übermorgen auch, glaube ich. Lass mich mal in meinem Kalender nachsehen.«

»Es eilt ja nicht. Vielleicht beende ich die Analyse in der Zwischenzeit allein. Wann es Ihnen am besten passt.«

»Jetzt hab ich's. Mittwoch, den 17. Ich bin den ganzen Vormittag frei. Sagen wir halb neun?«

»Sagen wir halb zehn.«

»Sagen wir also zehn.«

»Wunderbar.«

»Dann also bis Mittwoch. Und richte deinem Vater meine Glückwünsche aus.«

»Aber Sie kennen ihn doch gar nicht.«

»Das macht nichts. Glückwünsche sind Glückwünsche.«

»Das stimmt. Ich danke Ihnen, Pater.«

»Ciao, Mète.«

»Pater? Haben Sie noch Ihren Kalender vor Augen?«

»Ja.«

»...«

»Hallo?«

»Ja?«

»Ich habe den Kalender vor mir. Warum?«

»Nichts.«

»Sicher?«

»Ja, es ist nichts. Auf Wiedersehen, Pater. Bis Mittwoch.«

»Auf Wiedersehen, Mète.«

Passend oder nicht, *Also sprach Zarathustra* von Richard Strauss war die Erkennungsmelodie von Radio Vatikan, und Mète hörte sie sich bis zum Schluss an, bevor er auflegte.

Die Fassaden der Häuser

Von der Straße aus gesehen sind die Fassaden der Häuser im Zentrum Roms nie gerade. Sie neigen sich nach hinten oder bilden geschwollene Abszesse, als deren Ursache der plötzliche Tod eines Familienoberhauptes vorstellbar ist, der zu

einem heftigen Streit zwischen den Kindern um das Erbe geführt hat, der zu einem langen Zivilprozess durch drei Instanzen geführt hat, der zu einer skurrilen Unterteilung der Wohnung mit Hilfe von Zwischenwänden, Hängeböden und überflüssigen Bögen aus Hohlziegeln geführt hat, deren statischer Druck zu erneuten Schwellungen geführt hat. Diese neuen Schwellungen haben, wie vorauszusehen war, zu Rissen und abgeplatzttem Verputz geführt, die zu einem ausgiebigen Eindringen von Wasser führten, das wiederum zu heftigem Streit zwischen den Brüdern, die sich mittlerweile geeinigt hatten, und den übrigen Bewohnern des Hauses, zum erneuten Beschreiten des Rechtswegs, neuen Prozessen vor Gericht, weiteren plötzlichen Toden von Familienoberhäuptern und neuem Streit zwischen Erben geführt hat. Manchmal kann dieser Prozess gestoppt werden, indem plötzlich ein Fremder auftaucht, der die Räume im Erdgeschoss des betreffenden Hauses kauft, um darin einen Jeansladen, ein Fastfood-Restaurant oder ein Postergeschäft aufzumachen; dann unterbrechen die Hausbewohner ihren internen Konflikt und schließen sich zusammen in einer leidenschaftlichen Kampagne, bestehend aus Eingaben, Leserbriefen, Sitzungen des Bezirksausschusses und Fackelzügen mit dem Ziel, den Hausbestand der Altstadt vor Spekulanten zu retten. Manchmal gelingt es ihnen, manchmal nicht, doch die Fassaden der Häuser richten sich niemals wieder auf.

Mète war all dies vollkommen bewusst, als er an diesem Nachmittag auf die Straße trat, und er stand eine Weile da, den Kopf erhoben, und betrachtete die Fassade des Hauses gegenüber. Er hätte sich auch alle anderen ansehen können, aber dieses (mittelalterlich, noch mit Resten von Fresken, an drei Straßen gelegen, da es sich an der Spitze eines iso-

lierten Dreiecks befand) fesselte ihn ganz besonders. Ihn faszinierte die ansehnliche Anzahl von berühmten Männern, die im Laufe der Zeit dort gewohnt und es nach hinten geneigt, verbogen, aufgeschürft und aufgebläht hatten mit ihren jeweiligen Umbauten. Soviel er wusste, hatten dort Nicolas Poussin, Sidney Sonnino, Roberto Rossellini und Andrej Tarkowski gewohnt. Jetzt wohnte dort kein Geringerer als der amtierende Ministerpräsident, der ein kurzlebiges Kabinett leitete, in dem zahlreiche frühere und zukünftige Premierminister saßen, die Mète zwei- oder dreimal durch den kleinen Eingang hatte hineingehen oder herauskommen sehen. Die Folge davon war die wachsame Präsenz eines Alfa Romeo 33 als Geleitschutz im angrenzenden Vicolo della Moretta (der wegen Abrissarbeiten im 19. Jahrhundert gar keine Gasse mehr war, sondern ein kleiner rechteckiger Platz, anfällig für Staus). Alle acht Stunden wechselte der Alfa Romeo die Farbe (weiß, blau, braun), und Mète hatte schließlich Bekanntschaft geschlossen mit den drei Gorillapaaren, die sich mit der Wache abwechselten. Im Übrigen hatte jedes Paar ihn anfangs misstrauisch beäugt, wenn er die Fassaden der Häuser betrachtet hatte, und Mète war dreimal zum Alfa Romeo geschleift und nach amerikanischer Art gefilzt worden, die Hände auf der Motorhaube. Anschließend war er jedoch sozusagen ihr Freund geworden, soweit man überhaupt der Freund von Gorillas werden kann, wenn man gegenüber ihrem Käfig wohnt; sie erkannten und grüßten ihn, indem sie mit ihrer Dienststelle winkten, stets mit einem Hauch von Misstrauen, allerdings ohne ihn zu belästigen und ohne jemals das Wort an ihn zu richten.

An diesem Nachmittag hatte der blaue Alfa Dienst, in dem die beiden Gorillas vom psychedelischen Flackern

eines winzigen Farbfernsehers verunstaltet wurden. Einer der beiden bemerkte, dass Mète vorbeiging, und die sparsame Grußzeremonie wurde vollzogen. Der plötzliche Platzregen hatte die Pflastersteine gewaschen, die feucht schimmerten und nicht mehr die Spuren der braunen Fußabdrücke trugen, die Mète in der vergangenen Nacht zweifellos auf ihnen hinterlassen hatte. Oder war Mète vielleicht aus der entgegengesetzten Richtung nach Hause gekommen? Er konnte sich einfach nicht mehr erinnern.

Welcher Wind fegte über das Viertel hinweg? Scirocco? Tramontana? Das Bogenfenster des Hauses des Präsidenten wurde von Halogenlicht erleuchtet, und der Himmel über den wie Umzugskartons ausgebeulten Häusern war methylenblau. Mète ging seines Wegs.

Corso Vittorio

Die Römer nennen den Corso Vittorio Emanuele II liebevoll Corso Vittorio. Er führt vom Tiber zum Largo di Torre Argentina, den die Römer liebevoll Largo Argentina nennen, und ändert ständig sein Aussehen. Nichts in Rom ändert sein Aussehen geradezu stündlich gründlicher als diese Straße. Mal ist sie die Bühne für einen Überfall auf die Banca di Roma, mal eine sonnige Strandpromenade, an der die Kirche Sant'Andrea della Valle zu einem Casino und das Oratorio dei Filippini zu einer Rollschuhbahn wird. Und dann ist sie plötzlich zu einem Parkplatz geworden, und nach einem Schauer wird sie zu einer schlammigen Piste in Zentralafrika, voller Jeeps und Krankenwagen, welche die Einheimischen mit Schlamm bespritzen. Zum Flur eines Castellos, zur Galleria del Vento, zu den Champs-Élysées, zum Giro d'Italia, zu einer langen Asphaltstraße, einer schnurgeraden Modellrennbahnstrecke. Der Corso schillert wie die Krawat-

ten, wie die Hologramme oder die Karten mit den Blondinen, die, je nachdem, wie man sie neigt, nackt oder angezogen sind. Es heißt auch, er bewege sich langsam, krieche, krümme sich, und manche schwören, früher sei der Corso Vittorio gerader oder länger oder abschüssiger gewesen. Doch das sind Gerüchte, die jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehren.

Mète ging ihn in Richtung Largo Argentina, im typischen Fünf-Uhr-fünf-Dämmerlicht. Er war sich durchaus bewusst, dass er Teil einer Umgebung war, die sich ständig wandelte. Jetzt begegneten ihm ausschließlich Zigeuner, Krüppel oder Gruppen von Philippinos, die ihren freien Tag hatten (von denen Mète einige durch Dani und das Geheimnis, das er mit ihm teilte, kannte), Scharen von Feuerwehrmännern und Piloten, die frei hatten, Araber, erschöpft vom Verkauf von Feuerzeugen, mehr Polen, als es Windschutzscheiben zu reinigen gab, und Einzelgänger, meist Männer, die auf der Suche nach Essen oder einer nicht sehr wahrscheinlichen Gesellschaft waren. Würde er denselben Weg um elf Uhr abends entlanggehen, wären die genannten Volksgruppen bereits verschluckt worden, unsichtbar geworden oder in die Gassen verjagt von einer kompakten Flotte großer und kleiner Autos, in denen Städter unterschiedlichen Alters in allen erdenklichen Kombinationen saßen, auf dem Weg zu verschiedenen Orten im Zentrum, aber auch ohne ein bestimmtes Ziel und daher bereit anzuhalten, wo irgendeine Verlockung sie verführt, das Ganze reguliert von den Launen der Ampeln und der unbefugt Parkenden.

Kurz, die Masse.

Innerhalb von sechs Stunden würde sich der Corso Vittorio in eine funkelnde und unergründliche Szenerie verwandeln.

deln, und Teil davon zu sein würde bedeuten, dass man darin verschwindet; jetzt dagegen, da die Masse noch anderswo beschäftigt ist (damit, die Totoscheine vor dem Fernseher zu überprüfen oder aus dem Olympiastadion zu strömen oder die Mautstellen des großen Autobahnringes zu verstopfen), war er wenig belebt und trostlos wie die Weihnachtskrippe eines armen Schluckers. Wenn man ihn überquerte, reihte man sich in eine Minderheit ein.

Genau das gefiel Mète. Es gefiel ihm, sich als Teil einer Minderheit zu fühlen, egal welcher, während er an diesem Nachmittag in Richtung Kapitolsplatz unterwegs war. Plötzlich setzte sich mit der feierlichen Klarheit von Gedanken, die zum ersten Mal gedacht werden, die folgende Überlegung in seinem Kopf fest: Dort, wo er sich befand, in Rom, gab es tatsächlich nur Minderheiten (denen man aus Gründen der Identität angehört) und die Masse (der alle angehört, auch die Minderheiten). Es gab keine Mehrheit.

Mit diesen Gedanken kreuzte er hart am Wind, mit leichter Schlagseite an Steuerbord, den grauen Schaum der Gewissensbisse hinter sich lassend. Lassen wir ihn gehen, in der Einsamkeit, die so gut zu ihm passt. Wir wissen ja, wohin er unterwegs ist.

Eine rote Tragetasche

Machen wir einen kleinen Sprung vorwärts durch Raum und Zeit. Einen kleinen nur: etwa zwanzig Minuten durch die Zeit und durch den Raum von Tafel 27, Feld C3, zu Tafel 28, Feld B3, von *Tuttocittà*. Wir befinden uns auf dem von Michaelangelo geprägten Kapitolsplatz, eine große trapezförmige Terrasse, die sich über der Stadt Rom erhebt und sozusagen über sie wacht und sie in den Hintergrund drängt, um sie zu zähmen. (Man könnte glauben, genau dies sei

die Absicht des visionären Renaissancekünstlers gewesen, einen Raum aus reinen harmonischen Formen mitten im Gerangel der Stadt zu isolieren, ein kleiner Parnass, wo Ordnung herrscht, zu dem man von Zeit zu Zeit heraufkommen kann, um einen verächtlichen Blick auf das erbärmliche Parterre der eigenen Alltagssorgen zu werfen.) An der längeren Grundseite des Trapezes steht der alte Senatorenpalast, an der kürzeren endet eine sanft ansteigende Freitreppe, und in der Mitte erhebt sich ein Sockel, auf dem (Überraschung) *nicht* die majestätische Reiterstatue des Kaisers Marc Aurel glänzt, die in die Werkstatt gebracht wurde, weil sie an einer unangenehmen Krankheit leidet, die sie zerbröseln lässt. Doch tun wir so, als wäre sie da und glänzte, wie ein paar japanische Touristen es genau in diesem Augenblick tun, die abwechselnd den leeren Sockel und die Fotografie der Statue in ihrem illustrierten Führer betrachten. Auf den beiden schrägen Seiten des Trapezes hat Michelangelo zwei symmetrische Fassaden errichtet, von denen eine zu keinem Gebäude gehört, sie steht einfach da wie eine Theaterkulisse, um die unverputzte Seite der Kirche Santa Maria dell'Aracoeli zu verbergen. Die andere gehört dagegen zu einem Bau, in dem heutzutage die standesamtlichen Heiraten gefeiert werden.

Und hier sind Mètes Vater und Virna Cironi Dalmasso im Begriff ...

Doch da kommt Mète über die Freitreppe, ein wenig außer Atem. Wir bemerken sofort, dass sich etwas an ihm verändert hat, ein Farbspritzer, der sich von seiner dunklen Gestalt abhebt. Was Mète da in der Hand hält, sieht aus wie eine rote Tragetasche. Sie ist nicht geschlossen, man könnte sie beinahe für eine Tüte halten, wäre da nicht die ausgezeichnete Qualität des Papiers, beschichtet und ver-

ziert mit kleinen Sternen und – genau! – rot, was die Vorstellung eines Geschenkpakets noch verstärkt. Über den offenen Rand ragt eine dunkelgrüne Spitze, etwas Lebendiges, könnte man meinen, da sie sich heftig gegen den Wind wehrt, der sie verbiegen möchte. Was ist das? Was enthält die rote Tragetasche? Wir werden es jetzt nicht erkunden, leider bleibt keine Zeit dazu. Ein fröhlich plappernder Schwarm durchquert Michelangelos Portikus und staut sich vor dem aufgerissenen Rachen eines Eingangs, und Mète verschwindet sofort darin mit seiner Tragetasche.

Der Wind ist nicht zur Hochzeit eingeladen. Er setzt den Fackeln hart zu, die in Reihen an den Lisenen der Fassaden angebracht sind, schüttelt sie kräftig, neigt sie und löscht sie eine nach der anderen aus. Er fährt in den Portikus und kämpft erneut ein paar Sekunden mit der grünen Spitze, wirbelt die Unterröcke hoch und lässt die Schals fröhlich flattern. Doch in das Trauungszimmer vermag er nicht einzudringen, und alles beruhigt sich.

People

Da er die anderen im Durchschnitt um eine gute Handbreit überragt, kann Mète seinen Blick über Nacken und Pelzkragen hinweg schweifen lassen, und dies ist, von links nach rechts, die Aussicht, die sich ihm bietet: ein Streichquartett (sic!) – zwei Männer und zwei Frauen, in Ausübung ihrer Funktion –, das den Raum mit einer süßlichen, unangemessen weihevoll klingenden Melodie berieselt. Die Brautleute, von hinten, beim Unterzeichnen der Papiere, leicht über einen Tisch gebeugt. Ein Pult, hinter dem ein uralter Mann, die Schärpe in den Farben der Trikolore quer über der Brust, vor sich hinzudösen scheint. Ein Fotograf, der Blitze in die

Menge schießt, begleitet vom Surren des winzigen Motors für den schnellen Weitertransport des Films. Dani, der auf Zehenspitzen vor einer Säule steht, in dem vergeblichen Versuch, seine Äuglein über die Schultern der Europäer zu erheben, die ihn überragen. Und schließlich Leute, Leute, *people*, wie viel besser gibt das englische Wort die Idee wieder (durch die beiden aufeinanderfolgenden Verschlusslaute, die uns vor Augen führen sollen, wie viel an peinvoll pressender, Platzangst verursachender explosiver Kompaktheit in besagter Entität steckt); etwa siebzig eingemummelte Personen, die hier drinnen, ohne den Wind, der sie zerzaust, wie siebenhundert wirken.

Und das alles umschlossen von Wänden, die mit einem geblühten roten, damastartigen Stoff überzogen sind.

Heute ist eine standesamtliche Heirat eine schnelle Zeremonie, ein hastiges Herunterleiern von Artikeln, vergleichbar einer Maschinengewehrsalve oder einem 110-Meter-Hürdenlauf. Da gibt es nicht die feierliche Langsamkeit des religiösen Ritus, die wohlbedacht ist, damit einer der beiden Brautleute Zeit hat, die Sache noch einmal zu überdenken und in letzter Sekunde wegzulaufen. Es gibt keine Spannung. Außerdem spricht in diesem Fall der Zelebrant (der Alte mit der Schärpe, ein ehemaliger Stadtrat und Freund des verstorbenen Vaters der Braut) mit so schwacher Stimme, und das Streichquartett streicht seine Instrumente mit einer solchen Inbrunst, dass man seine Worte schon in der zweiten Reihe nicht mehr vernehmen kann. Einzelne Worte springen durch die Gegend, Fragmente, von denen Mète »Artikel 147« aufzuschnappen vermag und kurz darauf »Nachwuchs« (Macht des Zufalls, gerade das Wort, das sich auf ihn bezieht). Sehr viel besser hört dagegen ein Mann, der, als der alte Stadtrat eine plötzliche Schwäche zu

haben scheint und zur Seite sinkt, hinausposaunt: »Jetzt wird er ohnmächtig.«

Es folgt ein Hohngelächter, dann ein hüstelndes Sich-fassen, und schon ist die Zeremonie vorbei. Beifall brandet auf, die Frischvermählten küssen sich, Mète wird von der Menge nach draußen geschoben, die keinerlei Rücksicht auf seine rote Tragetasche nimmt und sie gegen seine Brust drückt.

Draußen peitscht die Kälte die nackten Hälse. Mète, der etwas abseits in der Menschenmauer neben dem Eingang steht, bekommt von einer Dame im Pelzmantel eine Handvoll Reis, ohne jede Erklärung, ein stummes Geschenk der Dame, die jetzt in seine Tragetasche schießt und lächelt, als freue sie sich über das, was sie enthält. Dani geht vorbei in seinem Trenchcoat, der flattert wie ein Flugdrache, doch er wird sofort von der Menge verschluckt und verschwindet. Und so steht Mète mit der roten Tragetasche in der einen Hand und dem Reis in der anderen wie alle da und wartet auf das Erscheinen der Frischvermählten.

Diese lassen sich Zeit, das ist immer so.

Mètes Hand ist schweißnass, und die Reiskörner kleben an ihr. Sie sind bereits etwas weniger hart, weicher, als würden sie kochen, getrieben von dem blinden Instinkt, gekocht zu enden. Doch jetzt öffnet sich die Mauer der Menge gegenüber der seinen wie das rote Meer, und vor Mète erscheint plötzlich, bereit, ihre Eltern mit Reis zu bewerfen, Belinda. Beschreiben wir diese Erscheinung, während der Reis kocht.